

Ludwig Hohl

Die Notizen

Bibliothek Suhrkamp

Ludwig Hohl

Die Notizen

oder

Von der unvoreiligen
Versöhnung

Suhrkamp Verlag

»Die Notizen oder Von der unvoreiligen Versöhnung« erschien
erstmals in der Artemis Verlags-AG, Zürich, in zwei Bänden:
der erste Band 1944, der zweite Band 1954.

Erste Auflage 2014

Suhrkamp Verlag Berlin

© Suhrkamp Verlag Frankfurt am Main 1981

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das der Übersetzung,
des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung
durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile.

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)
ohne schriftliche Genehmigung des Verlags reproduziert
oder unter Verwendung elektronischer Systeme
verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Satz: Hümmer GmbH, Waldbüttelbrunn

Druck: Druckhaus Nomos, Sinzheim

Printed in Germany

ISBN 978-3-518-22483-0

Die Notizen sind geschrieben worden in den drei Jahren 1934 bis 1936, während deren ich in Holland in größter geistiger Einöde lebte. Das ursprüngliche Manuskript, bedeutend umfangreicher als die endgültige Fassung, welches Anfang 1937 vorlag, enthielt die Texte in der chronologischen Reihenfolge ihres Entstehens; und in den folgenden Jahren ist dieses Manuskript umgebaut worden nach rein thematischen Gesichtspunkten, d. h. ohne die mindeste Rücksicht auf das Datum des Entstehens der einzelnen Stücke. (Das letzte Stück des XII. Teils, zum Beispiel, ist früher entstanden als das erste des I. Teils usw.) Und zwar erfolgte diese Aufteilung prinzipiell – d. h. soweit dergleichen praktisch möglich ist – gleichzeitig. Das Umbauen war dem Willen entsprungen, dem Ganzen eine – offenbar bis jetzt noch kaum von jemandem beachtete – Struktur zu geben. – Was während der langen Zeit des Auswählens, Anordnens, Eliminierens an Neuem hinzugekommen ist (vorwiegend Fußnoten), besteht in insgesamt ein paar Seiten, ist also dem Ganzen gegenüber belanglos.

Widerliche Umstände haben dazu geführt, daß das ganze Werk bisher nie in einem Bande gedruckt wurde. 1944 erschienen die Teile I bis VI in einem ersten, 1954 die Teile VII bis XII in einem zweiten Band. Diese Aufteilung war ganz arbiträr. Sie mußte den Eindruck erwecken, der zweite Band sei eine Art Nachläufer des ersten oder er sei später entstanden. Daß in den letzten Jahren einzelne Teile gesondert erschienen, verwischte die Erinnerung an das Ganze vollends. Aber das Werk – was immer es sei – kann nicht

richtig erfaßt werden, bevor man seine Einheitlichkeit erfaßt hat. Es ist nicht eine Sammlung von Aphorismen.

Wenn einem Leser nach längerer Beschäftigung mit dem Werk der Untertitel *Von der unvoreiligen Versöhnung* nicht klar geworden sein sollte, so tut er gut daran, das Buch, für eine Zeit wenigstens, wieder aus der Hand zu legen.

Daß vieles lapidar tönt, war mir nicht unbekannt, lange bevor man es mir vorgeworfen hat. Wozu ich aber bemerken muß, daß gerade einige der am meisten lapidar tönenden Stellen mir die liebsten sind. – Die Erwägung, ob etwas kompliziert und neu aussehe, und »dichterisch« genug für gewisse Leute, hat mich nie leiten können. Es kam mir auf etwas ganz anderes an . . . ; vielleicht den Hitzegrad; oder den Härtegrad.

Die Kritik, wie sie im allgemeinen geübt wird, gehört in den Bezirk des Amüsanten, möge sie tadelnd oder lobend sein. – Wenn welche das Werk kurzerhand ablehnen – sei es, daß es ihnen zu verwirrt oder zu lapidar, zu dunkel oder zu sinnlich, zu autodidaktisch oder zu literarisch, zu formlos oder zu konstruiert erscheint –, so nehme ich gerne die Gelegenheit wahr, jenes Wort Goethes anzubringen, das ich seinerzeit, vor nun bald 45 Jahren, als Motto vor die Gesamtabschrift der »Notizen« gesetzt hatte:

Sie sagen, das mutet mich nicht an!
Und meinen, sie hätten's abgetan.

Genf, Oktober 1980

Ludwig Hohl

I. Vom Arbeiten

Ψυχῆς ἐστὶ λόγος ἑαυτον αὔξων
Heraklit

Der Mensch lebt nur kurze Zeit.

Verhängnisvoll ist, sich einzubilden – genauer: die kindische Einbildung zu bewahren –, daß wir lange leben. Alles würde, wenn wir bei Zeiten von der Kürze unseres Lebens wüßten, sehr geändert sein.

Nun sieht unser Leben von der Kindheit aus gesehen freilich lang aus; von seinem Ende aus unerhört kurz; welches ist seine reale Dauer? Sie hängt davon ab, wie oft und von wie früh an du dein Leben als kurz betrachtet hast.

(Denn nicht die Uhr mißt die Länge eines Lebens; sondern das, was drin war.)

Alles, was wir handeln, muß, wenn es Wert haben soll, vom Betrachtungspunkt der Kürze unseres Lebens aus gehandelt sein.

Stehen wir nicht da, so werden wir, auch wenn wir scheinbar tätig sein sollten (äußere Gewalten treiben uns zumeist zu einer scheinbaren Tätigkeit und lassen uns ihr nicht mehr entrinnen), vorwiegend in immerwährender *Erwartung* leben; stehst du aber da, so willst du vor allem andern selber rasch noch etwas *tun* (– und mit einem ganz andern Ernste, als jenes Tun geschieht, in dem dich fremde, äußere Mächte gefangen halten). Es ist aber etwas tun und solches Tun – eigenes Tun, zu dem dich nicht fremde äußere, sondern innere Gewalten nötigen –, das einzige, was Leben gibt, was retten kann.

Solches Tun nenne ich Arbeiten.

Ich füge der Deutlichkeit halber nochmals den Abschnitt bei (aus *Nuancen und Details* II, 51), der, wenn auch keine Definition in dem Sinne, daß er das Wesen der Arbeit erklären würde, doch so definitionsmäßig ist, daß er alles unerbittlich auszuschließen zwingt, was ich nicht als Arbeit anerkenne.

»Arbeit ist immer ein Inneres; und immer muß sie nach einem Außen gerichtet sein. Tätigkeit, die nicht nach einem Außen gerichtet ist, ist keine Arbeit; Tätigkeit, die nicht ein inneres Geschehen ist, ist keine Arbeit.«

Es wurde noch darauf hingewiesen, daß das Außen verschieden sein kann: »Wenn es sich aber um innerliche Stoffe, innere Gebiete der Arbeit handelt? Dann immer nach dem relativen Außen (muß die Tätigkeit gerichtet sein): in diesem Inneren wieder dem Außen. (So ist das Klare dem Unklaren gegenüber ein Außen, der Gedanke der Ahnung gegenüber, das gesprochene Wort dem Gedanken gegenüber.)«

Um zu illustrieren: Der Künstler X., der sich seit drei Monaten allein mit »den Bewegungen seiner Seele« beschäftigt, statt seine sichtbaren Werke weiterzuführen – nachdem er doch einmal so weit ist, sichtbare Werke hervorbringen zu können –, arbeitet nicht. »Tätigkeit, die nicht nach einem Außen gerichtet ist, ist keine Arbeit.« Umgekehrt, Herr Durchschnitt, dessen Tätigkeit seit zehn Jahren den Bewegungen einer Mühle gleicht, arbeitet nicht: Seine Tätigkeit ist nicht ein inneres Geschehen.

Davon aber, was das Innere eines Tuns ausmacht, habe ich an mancher andern Stelle gehandelt. (Es besteht, um es kurz zu sagen, in der vollen Notwendigkeit des Tuns.)

Ich hebe davon noch besonders diese hervor (*Nuancen und Details* II, 11):

»Hindern dich die Umstände an der Entfaltung deiner Tätigkeit? Dann wirke auf die Änderung der Umstände hin und du hast darin deine Tätigkeit.«

Ja ich finde es sinnvoll, als Abschluß dieser kleinen Zusammenstellung von Einführendem und Hinführendem, jene ganze Seite nochmals wiederzugeben:

»Es fehlt . . ., »in unserer innersten Seele« möchte ich sagen, an *farbigen Bildern*: das ist unser Übel!.

Und unsere Entscheidung ist das: welchen Weg wir, diese *farbigen Bilder* zu erlangen, einschlagen. Da gibt es wirklich nur *einen* Weg, und hundert

1 Ich finde nachträglich dazu diesen Satz in den Briefen der Katherine Mansfield: For it seems to me we live on new impressions – really new ones.

falsche. (Die meisten falschen bestehen darin, irgendeine Art Glück zu erhoffen, auf Glück irgendwie zu *warten*.) Der richtige Weg ist die Entfaltung der vollsten Tätigkeit, die uns möglich ist. Der vollsten: an unserem Vermögen (unseren Bedingungen) und an der Wirkung auf andere (uns wie andere) gemessen. Ein bißchen stricken genügt da nicht (oder es müßte, dem es genügte, ein trauriges Wesen sein). Hindern dich die Umstände an der Entfaltung deiner Tätigkeit? Dann wirke auf die Änderung der Umstände hin und du hast darin deine Tätigkeit. Wohl müssen wir, wie das Buch Jona es lehrt, ›gnädig‹ mit unserer (mit *der*) Natur sein, das heißt sie nicht überrennen wollen (es kommt nur zu *ihrer* Zeit die große Bewegung, die wir träumen), sie auch ›ausruhen‹ lassen (wie wir das vorläufig der Kürze wegen nennen); aber es gibt nur *einen* richtigen Weg . . .«

2

Dieser Mensch will nicht und will nicht arbeiten; mögen wir ihm nun die und jene Dinge zuschieben, die Methoden unserer Beeinflussung auf alle Arten ändern –: Arbeiten ist das einzige, bei dem einem kein anderer helfen kann.

Denn beim Nähen und Mähen kann ein anderer helfen, beim Abschreiben, bei allen Gliederbewegungen und allen Sprechbewegungen und allen diesen Dingen, nicht beim Arbeiten.

3

Worin besteht denn eines Menschen Wert, in dieser Welt, wo alles schwankt?

Es ist aber diese Schwierigkeit, menschlichen Wert zu bestimmen, auch wieder nur eine scheinbare Schwierigkeit, diese ernst sich gebende Frage eine Trugfrage; ist eine Frage bei jenen, die *nicht am Ort* sind; was können sie sich

interessieren? Schwindelei! Die aber am Ort sind, sehen es besser. Das ist des Menschen Wert: *daß er Wert will.*

Sogleich aber muß hier gewarnt werden vor zwei Mißverständnissen – Ungenauigkeiten des Denkens, die zu gefährlichen Verwechslungen führen:

Erstens ist Wert wollen nicht dasselbe wie *sagen*, man wolle Wert (so wenig wie Liebe und das Gesäusel *von* Liebe dasselbe sind).

Zweitens ist Wert wollen nicht dasselbe wie Fett wollen, äußere Macht wollen.

(In Urzeiten mochte indessen hier Identität bestehen und sie besteht bei den Tieren wohl heute noch. Die immer und überall zugrundeliegende Forderung ist freilich die von *mehr* Leben, größerem Leben; nun ist es jedoch in das durch Jahrtausende entwickelte menschliche Bewußtsein längst, Jahrtausende schon, eingegangen, daß es für den Menschen unmöglich ist, auf jenem Wege – dem der Entfaltung von Gewicht, Masse, äußerer Macht – eine größere Quantität von Leben zu erlangen. Wer aber Wert will, kann nicht unaufrichtig sein; d. h., er kann niemals handeln *unter Verneinung schon erreichter Bewußtseinstufen.*)

– Wert wollen ist nicht dasselbe wie sagen, man wolle Wert: ist aber identisch mit dem Arbeiten.

Wie würde man es aber verstehen, wenn ich sagte »des Menschen Wert liegt im Arbeiten«, heute, im *Derwisch-Zeitalter*:

Tourne, tourne, le derviche!
 Que la force centrifuge
 Cravache aux quatre horizons
 Ses bras, ses yeux, sa raison!

(Fernand Lot.)

– heute, wo man zehn Stunden sich im Kreise drehen oder den Fußboden so lange reiben, bis er weg ist, als Arbeiten auffaßt?

Man darf nicht enden, darauf aufmerksam zu machen, daß die meisten Menschen sich vor dem Arbeiten flüchten nicht in die Faulheit – nicht in die apparente Faulheit –, sondern in eine total tote Beschäftigung; nicht in die Bewegungslosigkeit . . . die wahre heutige Faulheit besteht in einer toten Bewegung.

Vollständige, apparente Bewegungslosigkeit wäre wohl in manchen Fällen sogar besser, weil aus ihr die legitime Bewegung brechen, in ihr die legitime Bewegung wieder ihren Anfang finden könnte.

»Beschäftigung, Bewegung«: ist denn Arbeiten nicht gleich Bewegung (Bewegung also auch gleich Arbeiten)?

Arbeit ist Bewegung . . . , *aber die unsrige*. Wir haben die verhängnisvolle Fähigkeit, andere nachahmen zu können, z. B. ein Mühlrad.

Das wirkliche Mühlrad, das sich dreht, arbeitet: denn das Drehen ist *seine* Bewegung, ist seine volle Möglichkeit. Auch die Katze arbeitet mit ihren Bewegungen, sie ist vollständig da in ihnen, vollführt sie zu ihrem Fortschritt. Und die Kinder vorwiegend. Wer das hohe Lob der Kinder im Neuen Testament – eine der eigentümlichsten und vielleicht die modernste Seite dieser interessanten Schrift, die fast zwei Jahrtausende lang mehr Macht ausübte als irgendein anderes Buch –, wer dieses unvermittelt hervorbrechende, intensive Lob der Kinder nicht voll begreift, sondern mühsam erklären muß – was ungefähr das Gegenteil ist von vollem Begreifen –, ja, der hat auch nicht begriffen, was Arbeit ist.

4

Wir bauen. Aber wo der Bauherr ist, wissen wir nicht. Tue nur das Deinige, das du wohl finden kannst.

5

Im Künstlerischen:

»Gibt es da nicht für deine Entwicklung gefährliche Einflüsse?«

– Wenn ich sehr arbeitsam bin, ist für mich nichts eine Gefahr.

6

Jede Arbeit geht von selber dahin, wo sie keine mehr ist.

Aufgabe des wirklichen Arbeiters ist daher vor allem dieses: immer umzuschalten; fortwährend die richtigen Momente wahrzunehmen, in denen ein Umschalten nötig ist.

Wie schon oft gesagt worden ist und stets wiederholt werden muß, haben sich die meisten Menschen vor dem Arbeiten geflüchtet nicht in die Bewegungslosigkeit, sondern in eine total tote Bewegung.

7

Sie rennen mit entsetzlicher Eile zum Bahnhof und steigen in einen Güterzug. Und selten einmal einer schreitet ganz langsam und fährt mit dem Blitz.

8

Man kann nicht weder im Positiven noch im Negativen, sondern neutral, latent, wartend leben, – »einfach leben«; so

wenig, wie man Worte, die weder eigene noch fremde sind, gebrauchen kann; sondern wo du nicht positiv – nicht eigenes Leben – lebst, lebst du *schon* negativ, schon das Leben anderer; genau wie ein von mir verwendetes Wort, das nicht *mein* Wort ist¹, schon Plagiat ist.

9

»O Herr, gib jedem seinen eignen Tod!« hat Rilke ausgerufen.

»Gib jedem seine eigene Arbeit« möchte ich lieber gehört haben. (Und »eigene Arbeit« ist hier eine sich anschmiegende Redeweise; denn was ich Arbeit nenne, ist eben immer die eigene.) »Gib«? Nun ist die Frage, wer das geben soll. Was brauchen wir denn noch einen, der es gibt, da die Menschen, wenn sie sich's nehmen, es schon haben? (Abgesehen davon, daß die Herren den Menschen nicht deren eigene Arbeit zu geben pflegen, sondern etwas Entgegengesetztes.)

Der eigne Tod . . . – das ist wohl wunderbar, ist vielleicht das Höchste. Es fragt sich aber, wie dazugelangen? Der eigne Tod –, ja, er ist die Krönung: was nützt es aber, einem zu rufen »laß dich krönen!«, wirst du ihm nicht eher die Wege zeigen sollen, die zur Krönung führen?

Auf die eigene Arbeit folgt notwendigerweise der eigene Tod.

10

Methode:

Sich hineinlegen in die Dinge: das Schwimmen sei uns ein Bild davon! Zu handeln ohne Ruck und Stoß. Wütendes

¹ »Mein Wort«: das heißt voll verantwortlich von mir. Vgl. VI, 30.

Umsichschlagen, besonders am Lande, nützt nichts. Besser ist gleich beginnen und wenn es auch sachte wäre; das Element trägt und das ist die Hauptsache.

Es ist nicht Kraft, was den guten Schwimmer macht, sondern das Vertrauen in das Element, das *schon körperlich gewordene* Vertrauen.

(Der sich am vertrauensvollsten hineinlegen kann in das Element, ist der beste Schwimmer. Mit geringer Kraft schießen die Fische wie Pfeile.)

11

Die Tätigkeiten müssen sich jagen, müssen dicht ineinanderreifen.

Mein Bekannter X. hat einmal behauptet, man müsse eine neue Frau haben, bevor die Beziehung mit der alten aufgehört habe. Jedenfalls muß es mit der Produktion so sein.

12

Schon darum darf man nicht aufhören zu arbeiten:

Die äußeren Umstände, die günstigen, ungünstigen, hemmenden, beflügelnden, wechseln unaufhörlich miteinander ab und zwar ganz unberechenbarerweise. Es kann auf eine lange Epoche schwerster Hinderung fast plötzlich eine der höchsten Förderung einsetzen; derjenige nun, der sich während der latenten Epoche nicht in dauernder Übung gehalten hat – selbst wenn nur das bescheidenste, selbst wenn gar kein sichtbares Resultat erreicht werden konnte! –, braucht eine *Zeit*, sich in die geänderten Bedingungen zu finden (gleichsam verrostet), seinen Zustand in Tätigkeitszustand zu wandeln; und inzwischen sind vielleicht die günstigen Umstände schon

wieder vorbei (pflegen nicht die glänzendsten Konjunkturen die geringste Dauer zu haben?), in jedem Fall ist der Verlust ein erschreckender¹.

13

Herr Meyer,

das ist ein Herr, der von sich gerne behauptet, daß er festen Boden unter den Füßen habe.

14

Nachdem es mir endlich gelungen war, Herrn Meyer zu definieren

– als den Mann, der bei lauter Nichtgelegenheiten: also *nicht* beim Durchschreiten eines Sumpfgewässers oder Flusses (wo wir auf eine solche Auskunft vielleicht gespannt wären, wo sie einen Sinn haben könnte), nicht beim Durchqueren eines durch Neuschnee trügerisch gemachten Gletscherspaltengewirres; sondern wenn ein neuer Planet entdeckt wurde, oder wenn man von Johann Sebastian Bach redet, oder von den Kunsthändlern, die durch van Gogh reich geworden sind, oder von der Bedeutung der Träume: der bei lauter solchen Nichtgelegenheiten versichert, *er habe festen Boden unter seinen Füßen* –,

habe ich gründlich nachgedacht, was das heißen soll.

Mit diesem Boden kann nicht der irdische Boden gemeint

¹ In einem Augenblick sauste der Hase vorüber und die faulen Jäger riefen nach ihren Gewehren. – Eines Tages wurde die Ankunft des Fischzuges gemeldet. Die Fischer aber, die sich der Schlemmerei ergeben hatten, mußten erst ihre Netze flicken, ihre Geräte suchen, ihre leck gewordenen Schiffe pflegen. – Man weiß nicht, zu welcher Stunde der Nacht der Bräutigam kommt. Plötzlich erschien er; und siehe, die ihn empfangen sollten, schliefen, waren nicht da, ihre Lämpchen brannten nicht mehr.

sein. Mit diesem Boden kann auch nicht der *reale* Boden: der Boden, den wir selber bauen, gemeint sein. (Denn der schwebt uns nicht als unter den Füßen vor, sondern in Kopfhöhe, mit sehr fernem Horizont, in den seltenen Momenten, da er uns vorschwebt.) Mit diesem Boden kann gar kein Boden gemeint sein.

Nachdem ich es einmal herausgefunden habe, muß ich den Mut aufbringen, es zu sagen. Es heißt, daß Herr Meyer sich nie, *sich unter keinen Umständen auf ein Arbeiten einlassen wird*. Auf seine, die entsetzliche Weise ausgedrückt. Wie es mir gelungen ist, durch diese bergehohe Sinnlosigkeit der Ausdrucksform hindurch doch bis zu dem zu dringen, was gesagt werden sollte? Ja, darüber staune ich nun selber fast. (Jemand redet von »festem Boden unter den Füßen« und wir finden schließlich heraus, erstens, daß nicht von irdischen Verhältnissen, sondern von der schwer zugänglichen Region des unsichtbaren, realen Lebens geredet wird, zweitens, daß aber dort ziemlich genau das Gegenteil von dem gesagt werden soll, was die Worte, wie man sie auch drehe, ausdrücken können!) Doch habe ich es als ganz gewiß erkannt, es ist kein Zweifel mehr möglich. Die Verbindungen des dunklen Ausspruchs – das heißt aber die äußeren begleitenden Umstände, denn es waren ja eben keine wirklichen Verbindungen da –, das jeweilige Gleichartige in den verschiedenen Umständen, Herrn Meyers Miene, Ton, Haltung, haben mich es plötzlich ahnen lassen; und hundert Nachprüfungen haben mich sicher gemacht.

15

Eins in Dreien, Drei in Einem habe ich nie gesehen, aber Zwei in Einem, Eins in Zweien oft. Von den zwei geheim-

nisvoll verbundenen Gesichtern dieser Dinge schaute fast jedesmal, wenn man das eine sehen wollte oder zu sehen erwartete, einen das andere an; und in Momenten des Überganges schimmerten beide durcheinander.

Das waren: Tun und Erkennen, Erkennen und Tun, wie sie im Arbeiten vereinigt sind.

Und andererseits auch das Arbeiten in örtlicher Hinsicht: »Arbeit ist immer ein Inneres; und immer muß sie nach einem Außen gerichtet sein.«

16

Demjenigen, der etwa sagt, daß auf diese Art schreiben leichter ist als auf jene Art schreiben, sein Leben lang Geld zusammenhamstern leichter als etwas leisten, rufen sie zu: »Mach's nach, das Leichtere, wenn es doch leichter ist!«

Wenn ich sage, daß den Mount Everest besteigen, oder auch nur die Aiguille Doran, schwerer ist, als um die Erde zu trotten, sagen sie »so trotte erst um die Erde und wir glauben dir«.

Das würde eine schöne Reihe von Dingen werden, um die ich trotten müßte, wenn ich all die Wege begehen wollte, die zu begehen mich die Idioten auffordern.

17

Kein Mensch kann gleichzeitig an mehreren Stellen arbeiten.

Um abzustößen, muß man einen Widerstand leistenden Boden haben. Wenn der Monteur sich auf einer Leiter zur Decke des Zimmers erhebt, um dort etwas zu verändern, darf nicht zugleich unter den Füßen der Leiter etwas verändert werden, oder dann muß man gefaßt sein, daß der Monteur

stürzt. Während die eine unserer Bewegungen verändernd, schöpferisch – das heißt Arbeit – ist, müssen die andern Bewegungen unseres Alltags mechanisch geschehen – das heißt das Gegenteil von Arbeit sein –, damit sie die das Arbeiten ermöglichende *Basis* bilden. Es kommt darauf an, daß wir unsere Kräfte vereinigt nach *einer* Stelle lenken – derjenigen, wo wir unser höchstes Resultat bringen können –; und daß wir an die andern Stellen, wo auch gewisse Bewegungen (sekundäre Dienste) nötig sind, keine Kräfte hinfließen lassen, oder das Minimum von Kräften: was eben heißt, daß unsere gewöhnlichen Alltagserledigungen *mechanisch* geschehen sollen.

Sofort müssen wir an Kant denken, einen überaus schöpferischen Menschen – das heißt überaus großen Arbeiter –, von dem man erzählt, daß er etwa dreißig Jahre lang sich jeden Tag um fünf Uhr erhob, um zehn Uhr niedergelegt habe, daß er jeden Tag zur selben Stunde am selben Haus vorbeigekommen sei, so daß die Leute ihm den Übernamen »die Uhr« verliehen. Es wäre leicht und kurzsichtig, diese Lebensführung einem natürlichen Hang zum Pedantismus zuzuschreiben. Sie stand in enger Beziehung mit der überaus großen Arbeit; Nachprüfungen überall da, wo sehr große Arbeit war, werden ganz Ähnliches zeigen. (Nur im Vorübergehen werfen wir einen Blick auf die Lebensweise von Rodin, Cézanne, Balzac, Spinoza; auch die Arbeitsweise von Thomas Mann soll ganz »pedantisch« sein.) In gewissen Vierteln von Großstädten, wie dem Montparnasse, begegnet man bisweilen ungemein aufsehenerregenden Künstlerfiguren; nichts an ihrer Erscheinung ist konservativ; ihr Dasein ist eine Kette von unschuldigen Skandalen: Nicht so war Lenin, der Jahre oder fast Jahrzehnte lang in Bibliotheken arbeitete, Hefte mit winziger Handschrift füllend, äußerlich wie ein Bürger lebend, der aber dann allerdings die Welt veränderte. Cézanne, der größte Revolutionär unter den Künstlern,

fristete das Dasein eines kleinen, ängstlichen Rentners, zurückgezogen, karg an Gesten, ja fast karg . . . an Geist. Das Feuerwerk zischt nach allen Seiten, die Kanone ist präzise und still.

Womit verbringt denn ihre Tage Frau Meyer? (Frau Meyer, die besonders in den nördlichen Teilen Europas und in den wohlhabenderen Ständen viele Schwestern hat.) Sie widmet sich ihrer Haushaltung. Und diese Haushaltung ist reich! Das heißt, eigentlich nicht so sehr; es ist eine ganz kleine Haushaltung; und wenn für Ernährung gesorgt und die Wohnung einigermaßen rein gehalten wird, ist alles geschehen, was man vernünftigerweise hier tun kann; jedoch bei Frau Meyer ist Haushalten eben schöpferisch! Keine Handlung findet man da, die mechanisiert wäre; Frau Meyer ändert unaufhörlich alles, von der Art ihrer Speisenzubereitung und ihres Einkaufens bis zur Anordnung der Teppiche; etwas am Hausstand ist jederzeit provisorisch; sie ändert die Reihenfolge der Erledigungen und wieder der Teile jeder einzelnen Erledigung, so daß immerfort Erschwerendes, Unerhofftes, Neues entsteht. Und so, über dieser erfindungsreichen, schöpferischen Art ihrer Ausführungen, bringt sie es denn zustande, täglich zehn Stunden für die Erledigung ihrer Hausgeschäfte zu verwenden, auch wenn dieser Hausstand nur zwei Personen umfaßt und die Wohnung noch so klein ist, auch wenn sie ein Dienstmädchen hat, und endlich noch zu klagen über die viele Arbeit¹. Es ist eine Schande.

Man warte mit dem Einwand, Frau Meyer fülle ihre Zeit so

¹ Erklärungen wie, es liege nicht im Bereich einer Frau Meyer . . . , es müsse auch gewöhnliche, einfache Leute geben, u.s.f., kennen wir. Sie sind falsch. Es müsse auch die Kleinen geben: sage ich denn, daß Frau Meyer größer sein soll, als sie sein kann? Sage ich denn, daß Frau Meyer die Werke Goethes hätte schreiben sollen? Das Schöpferische in dem universalen Sinne, wie ich es verstehe, hat nicht nur mit jenen eigentlicheren, den höchsten Werken zu tun; es geht, jeden nach seinem Maß, alle an. Auch Frau Meyer könnte ein wertvolleres Leben führen, – könnte nicht nur, sie hat es sogar durchaus nötig: so nötig, daß sie darüber krank ist seit Jahren. Weil die Seele krank ist, erzeugt sie fortwährend körperliche Krankheiten, die kein Arzt heilen kann. (Keiner von diesen Aerzten, die Frau Meyers Milz untersuchen, aber nicht ihr Leben.)